

**Zeitschrift:** Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur  
**Band:** 2 (1920)  
**Heft:** 14

**Heft**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 23.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Schweizer Frauenblatt

Organ für Fortschrittspolitik und Fraueninteressen

Erscheint jeden Samstag.

Ar. 14 Zürich, 3. April 1920 II. Jahrgang

Abonnementspreis: Für die Schweiz: Halbjährlich Fr. 6.20, vierteljährlich Fr. 4.00, einzeljährlich Fr. 2.20. Bei der Post beträgt 20 Cts. mehr. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet. Einzelnummer kostet 20 Cts.

Redaktion: Frau Elisabeth Thommen, St. Christophstr. 42, Zürich / Telefon Selnau 1248. Verlag u. Expedition: Schweizer Frauenblatt A.-G., Aarau, Bahnhofstr. 1814. Telefon 61. Postfach-Conto VL/1441. Annoncen-Regie: Dürot & Cie., Aarau, Telefon 914.

Infektionsprävention: Für die Schweiz: Die einschlägige Kommando-Verordnung Nr. 40, veröffentlicht im Bundesgesetzblatt Nr. 287. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet. Einzelnummer kostet 20 Cts.

### Wahlen und Parteien.

Es kann vorkommen, daß ein und wieder ein Frauen, die an der Frauenbewegung regen Anteil nehmen, die sich für die Vertretung ihres Geschlechtes aus allseitigster Rücksicht, für die politische Gleichberechtigung einbringen, die politische Frage stellt: „Ist, was wohl ihr dem eigentlich tun, wenn ihr nicht wählen und wählen könnt? Seid ihr dann nicht überflüssig? Müht ihr dann eure Organisationen nicht aufzulösen, habt überhaupt keine „Frauenbewegung mehr nötig?“ — Wer so spricht, der beweist, daß er den Kampf der Frauen für Stimm- und Wahlrecht nicht richtig versteht, er sieht in der politischen Gleichberechtigung ein Ziel, an dem die Frauen aufwartend, froh ihres Erfolges stehen bleiben, bereit, im nächsten Augenblick wieder in ihre frühere Teilnahmslosigkeit an den Geschäften ihres engen und weiten Heimatlandes zurückzufallen. Ein Ziel, von dem man Frauen nichts wissen! Denn es bedeutet es nichts als einen Weg, ja, nicht einmal einen guten, gangbaren Weg, sondern ein feiliges, schmales Pfädchen, das zu gehen, und von dem nicht abzurufen unfer aller beste Kräfte in Anspruch nehmen wird. Denn wenn auch unsere gleiche Rechte bereits offiziell anerkannt sein werden, ineffizient, b. h. in der breiten Masse werden wir noch auf lange, lange Zeit fasten müssen, Abneigung, ja Haß und Feindschaft finden, und je mehr wir gegen das Fraue in der gegenwärtigen Politik offen und mit unsern besten Gewissen anknüpfen möchten, desto schwieriger wird es sein, uns Amt und Gehör zu verschaffen. Die deutschen Frauen wissen schon ein wenig davon zu erzählen. Der „Frau im Staat“, ihrer letzten Monatschrift, die in München unter der Leitung von Dr. Anita Augsborg erscheint, entnehmen wir folgenden, bemerkenswerten Artikel:

Die Parteien, denen die Frauen in Massen bei den ersten Wahlen zustimmten, wurden ihnen zum Verhängnis und wenn nicht alles täuscht, so werden es wiederum die Parteien sein, die auch bei den nächsten Wahlen das Sündenbild bilden, genügend weibliche Abgeordnete, dem Verhältnis ihrer Zahl zu der des männlichen Geschlechtes entsprechend, in die Parlamente zu bringen.

Nicht die Politik, wohl aber die Parteipolitik, ohne die die Masse der Männer sich, wie sie erklären, kein politisches Leben vorstellen können, macht die politische Vertretung für jeden laienhaften Menschen, der schaffen will, für jeden Menschen von reiner Gesinnung unerschwinglich, entweder er befreit sich nach kurzer Zeit von den erzwungenen Schranken der Parteipolitik und -Schiffahrt, oder er geht, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, seiner besten Eigenschaften verlustig; er verhandelt, vertritt sein moralisches Empfinden ein, wird unfruchtbar, erzeugt nutzlos seine besten Kräfte, ohne jeden Gewinn für seine persönliche Weiterentwicklung. Die politischen Parteien in Deutschland sind ebenso gemeinschaftliche Institute wie unsere haantigen Lehranstalten; sie verbummeln gleich die Menschen und sind wahre Brutstätten der Unmoral, der Intrigen, Verleumdungen, Lügen, des Strebertums. Alle niedrigen menschlichen Eigenschaften finden dort einen fröhlichen Nährboden, ganz abgesehen davon, daß für viele die Partei nur eine melkende Kuh, eine Verlorungsanstalt ist. Wer die Lehre Christi in ihrer reinsten Form erkannt hat, der weiß, daß diese Lehre nichts mehr gemein hat mit dem, was die Kirchen, der Klerus und ihre laienhaften Anhänger heute aus ihr gemacht haben und wie sie ihr nachsehen. Gerade ist es in der Politik mit dem Liberalismus, der Demokratie, dem Sozialismus, dem Kommunismus, der modernen Lehre von der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit. Große, die Menschheit erlösende Ideen sind zu harten Doktrinen verhärtet, werden in Lehrlinge einengiert, deren sich die Wissenschaft bedient, indem sie ihnen Blut und Leben auslaugt. Gelehrte machen sie zum Souverän, schreiben in der unantastlichen Weise die seltsame Bände darüber, in denen sich nur noch die selbst und einige wenige Parteigenossen auskennen, nur noch der Buchstabe anerkannt, der Geist aber getötet ist.

Und in dieses schmuggige Parteileben traten die Frauen, mit reinem Gewissen und reinen Händen, — viele von ihnen mühten sich rechtlich, den Augiasstall auszuräumen, sie glaubten, mit der Zeit Wandel schaffen zu können, andere haben längst eingesehen, daß ihnen das nicht gelang; sie verließen die Parteien, angewidert zogen sie sich gleich vielen Männern vom politischen Leben zurück.

Gehr bald nach dem enttäuschenden Ausfall der Wahlen und der noch enttäuschenderen Einparnung der weiblichen Abgeordneten in die Parteikarren der Parlamente rückten sich bei den Frauen Stimmen, welche für die Zukunft andere Wahlereignisse als notwendige Fortsetzung vertrieben und Mittel und Wege zu deren Erzielung vorschlugen.

Um den Artikel nicht allzu sehr in die Länge gehen zu lassen, referieren wir hier nur, in was diese Vorschläge bestanden: 1. Vorschlag: Gründung einer allgemeinen Frauenpartei, d. h. allgemeines Wahlbündnis unter den Frauen. 2. Vorschlag: Aufstellung von gebildeten Frauen in jeder politischen Partei. 3. Vorschlag: Aufstellung von „Berufspolitischen“ weiblichen Geschlechtes, ohne Parteizugehörigkeit. Jeder begeben vorläufig alle drei Vorschläge gemalt, beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten, die alle mit der Parteipolitik, der Geld- und Machtfrage in engstem Zusammenhang stehen und auf die wir heute nicht näher eingehen können. Wir geben noch den Schlüssel der Verfasserin Raum; sie schreibt wohl schöner Zurechtfindung:

### Grundsätzlich geleitete Politik.

Von Rudolf Stammeler.  
(Schluß.)

Steht hiernach die Möglichkeit einer grundsätzlich geleiteten Politik für sich fest, so erheben sich bei ihrer Durchsührung zwei Zweifelsfragen.

1. Kößt sich nach der geschilderten Methode die innere Berechtigung einer politischen Vertretung immer sicher bewerkstelligen?

Das kann nicht in jeder Lage unbedingt behauptet werden. In mancher Lage wird es mühselig sein können, in anderen auf höchste Schwierigkeiten stoßen. Immer aber drängt es bei näherem Zusehen, die jeweilige Einzelfrage doch auf eine grundsätzliche Betrachtung zu fügen. Als die Bestimmung des (deutschen) bürgerlichen Gesetzgebungs über die Stellung des Tierhalters, die ohne dessen Schuld eintritt, in Zweifel gezogen wurde, so führte das auf die Erwägung, daß jemand der für seinen Beitrag zu dem sozialen Ertragsprodukt der Tiere notwendig bedarf, anders behandelt werden müßte als der, der zu seinem subjektiven Vergnügen Tiere hält. Und da bei den Verhandlungen des Reichstages über die Biersteuern die Regierung sich Mühe gab, die fraglichen wirtschaftlichen Ertragsleistungen in prinzipieller Weise zu erfassen, so führte ihr Vertreter aus, daß man die Bestimmungen des beschriebenen Gesetzes dementsprechend Gelegenheit geben, sich zu bereichern. Er schloß mit den Worten: „Und den Betrag darf keine Besteuerung irgendeiner Funktionieren.“

Auch bildet es keinen Widerspruch zu dem Gesagten, wenn der scheinend gleiche Tatbestand in verschiedener Lage verschieden beurteilt werden muß. Ein Beispiel bieten die Kartelle oder Ringe und Syndikate. Die Parteien über ihre sachliche Berechtigung können unmöglich in letzter Linie von technischen und finanziellen Erwägungen bestimmt sein. Sie werden vielmehr „inwiefern grundsätzlich gerechtfertigt erscheinen, als sie in dem gemeinsamen Kartellkampf der einzelnen Unternehmungen Schranken setzen und das Ziel des Zusammenwirkens im Auge haben; und sie müßten unrichtig werden, sobald sie in einzelnen Fällen nur Mittel eines Mißbrauches zu einseitigen Vorteilen werden, sei es ein mißbräuchlicher Druck für die in ihnen verträglich verbundenen, sei es für die Verbrauchenden, denen nun selbst subjektiv willkürlichem Willen die Güter von solchen vorenthalten werden, deren Verfügungsrecht doch erst auf rechtlicher Zuteilung selbst beruht. So ist das formale Maßstab und allgemeingültig, die Anpassung des einzelnen Falles aber von veränderlichem Ergebnis.“

Aber freilich treten auch Fragen auf, deren Stoffliche Unterlage zu vernachlässigen, als daß sie in einfacher, freier Lösung erledigt werden könnten. So in schwierigeren Problemen des Berufsstandes, der Aufstellung eines Wahlsystems zur Selbstvertretung und anderer mehr. Hier ist gleichfalls die vorhin skizzierte Methode unerschwinglich festzusetzen. Wir haben uns ausnahmslos vor dem Forscher zu hüten, bestimmte Rechtserläuterungen mit begünstigtem Inhalte doch als absolut gültige Möglichkeiten — im Sprachgebrauch der Schule a priori behauptend — anzunehmen. Dies ist ein Widerspruch im Wesentlichen. Von unbegrenzter Allgemeingültigkeit ist immer und überall ausschließlich die formale Art und Weise des Urteilens, die bedingende Gemeinlichkeit im Sinne reiner Gemeinlichkeit. Ein bestimmtes Recht ei-

zum zumeistenden, wenn die Frauen in Deutschland sich an den Neuwahlen zur Nationalversammlung beteiligen. Wie werden sie sich verhalten? Das ist die Frage, die heute gar nicht leichtlich beantwortet. Für den, der als Mann nach dem reinen politischen Gesichtspunkt, hat sich im parlamentarischen Leben in Deutschland durch die Mitarbeit der Frauen nichts geändert, aber der den in seinen Zusammenhängen nachgeht, der empfindet den Einfluß der Fraueneinwirkung sehr wohl und eben weil er das tut, um so schmerzlicher ist es für ihn, daß die Frauen, die als Wähler die Majorität haben, ihrem Geschlecht eine stärkere Vertretung in den Parlamenten wünschen.

Das parlamentarische Wirken der Frauen wohnt ihnen? Werden viele fragen: Worin besteht die Wohltat? Haben sie auch nur verübt, den Weg aus dem Chaos hinaus auf lichtere Pfade zu weisen, haben sie neue Ideen gebracht, einen neuen Geist in die Verhandlungen getragen? Nichts, aber auch gar nichts ist Neues durch die Frauen gebracht. Und die Antwort! Glaube ich wirklich, daß in einer Zeit, wo durch den Weltkrieg ein nie dagewesener Wirrwarr angerichtet worden ist, gegen das verhöhrte Parteigeistige 9 Prozent Frauen in einem Jahr Verantw. in den seit Jahrzehnten von Männern ausgerichteten Gemächern bringen konnten? Was die weiblichen Abgeordneten in dieser Zeit leisteten, ist vielleicht denjenigen noch nicht genügend geworden, die ihr Urteil nur auf handgreifliche Wirkungen und die fernen Berichte der Tagespresse stützten. Nichtsdestoweniger haben sie Einfluß ausgeübt in den Kommissionen, in den Fraktionen, das ist eine heftigste Tatsache und werden ihrer mehr, ihr Einfluß wäre größer.

Um schlüssigen gefaltet sich die Parteiarbeit in ihrem Verhältnis zu den anderen Parteien. Daß sich die verschiedenen Richtungen untereinander sächlich bekämpfen, dagegen wäre nichts ungewöhnliches, daß sie aber in jedem Anhänger einer anderen Partei einen unerschöpflichen Vorrat, einen Betrüger und Räuber vermuten, daß jeder Antrag einer anderen Partei, und wäre es der beste, bekannt und niedergebühmt wird, daß sich ein gerade unerwarteter Zustand, Politisch sein vollende Erzeugnisse entwickeln sich zu Kampfbildern und sind Zusammenlaß eckhafter Parteizentren. Den Höhepunkt aller Widerwärtigkeit bilden die Wahlen, da ist kein Mittel zu niedrig und zu gemein, als daß es nicht in Anwendung käme. Die Wähler, die Wahlen, die man sonst als milder plebs mit Verachtung strafen, werden plötzlich geschäftlich und mit Jückerbot aller Art gestützt. Die Kandidaten reißen sich um die einmal eingeworbenen Plätze im Parlament, was das tiefe Vieh um die Futtertröge. Die Wahl wird zum Schacher erniedrigt, die Partei, die über das größte Kapital verfügt, die die stärkste Organisation besitzt, die mit der größten Schruppligkeit vorgeht, die sie get und erklärt absahnen: „Wir haben das freieste aller Wahlereignis, das Volk hat gesprochen, sich seine Vertretung selbst gewählt.“

Was nun? Sich in den Schmolzwinkel setzen? — aufsehen, kritisieren und sein Volk im Parteigetriebe und Parteischmug erlösen lassen? Nein und tausendmal nein! Nicht nur zu Wahlszeiten, sondern ständig, jahreslang, jahrelang schaffen und wirken an allen Orten und Ecken, um noch ein Hoffnungswort zu bringen, der herausfürst aus dem moralischen, politischen und wirtschaftlichen Kampf. Geist und Güter müssen endlich den Sieg über die weltliche Erge-bnisse erringen.

Galten mir und bei aller Arbeit im öffentlichen Leben immer vor Augen, daß nichts ewigen Bestand hat, auch nicht das parlamentarische System mit seinem eckhaften Parteigetriebe. Andere Systeme werden sich mit der Zeit herausbilden, um das Staatsleben der Völker zu gestalten. So lange aber der Parlamentarismus noch besteht, sollten anständige Menschen es ablehnen, sich an dem Wahlereignis zu beteiligen und ziellicher nur solchen Frauen und Männern ihre Stimme geben, deren Vergangenheit nicht mit unehrenhafter Gesinnung oder Laster behaftet ist, die reiner Gewahr dafür bieten, daß sie keine Gewaltpolitik radikal ablehnen und daß sie den Begriff des gleichen Rechtes für alle voll anerkannt haben.

Wir sind noch weit von dem Idealszustand eines politischen reifen Volkes entfernt, nämlich: als Durchsicht urteilfähige Menschen, Persönlichkeiten zu besitzen, die zu Wahlszeiten alle Weltanschauungen ablehnen. Die so viel Anteil an der inneren und äußeren Politik nehmen, daß sie auch ohne Parteimahnahme bei jeder Wahl genau wissen, wie sie ihre Stimme abzugeben haben. Wir jetzt Lebenden werden diesen Zustand nicht mehr erleben, aber darauf hinzuwirken, daß er demaltest herbeigeführt werde, das ist die erste und heiligste Aufgabe der Frauen im politischen Leben, dafür ist alle Kraft zu jeder Zeit einzusetzen. — nicht nur bei den Wahlen.“

Einmalig! — sagte der Gutsherr mit sehr gemischten Gefühlen: der Anblick der alten Frau wirkte gewaltig auf ihn. „Weißt den Schlüssel zu jenem Koffer.“ — Margret antwortete nicht. — „Weißt den Schlüssel!“ wiederholte der Gutsherr und meinte jetzt erst, daß der Schlüssel steckte. Der Inhalt des Koffers kam zum Vorschein: ein Schloßschlüssel und ein kleiner Koffer mit dem Namen der Schloßbesitzerin und seiner Mutter armlicher Staat; dann zwei Leinwandstücke mit schmalen Wäntchen, das war ein alter Mann, das andere eine Frau gemacht. Herr von E. war hier erschüttert: Ganz unmerklich auf dem Boden des Koffers lag die silberne Uhr und einige Scherben von einer leuchtenden Hand, eine derselben von einem Manne unterzeichnet, den man in hartem Verdacht der Verabredung mit den Sozialisten hatte. Herr von E. nahm sie mit zur Durchsicht, und man verließ das Haus, ohne daß Margret ein anderes Lebenszeichen von sich gegeben hätte, als daß sie unaufrichtig die Lippen nagte und mit den Augen zwinkerte.

Im Schloß gelangt, fand der Gutsherr den Anstifteter, der schon am vorigen Abend heimgekommen war und behauptete, die ganze Geschichte verfluchen zu haben, da der gnädige Herr nicht nach ihm geschickt. „Sie kommen immer zu spät“, sagte der Herr von E. nachdrücklich. „Was denn nicht? Ich bringe ein altes Weib im Dorf, das Ihre Frau die Erde ergräbt und warum meinte man Sie dann nicht?“ — „Gnädiger Herr“, versetzte Margret, „allerdings hat meine Anne-Marie den Handel um eine Stunde früher erfahren als ich; aber sie mußte, daß Ihre Gnade die Sache selbst leiten, und dann“, fügte er mit flügender Miene hinzu, „daß ich so tobtum war!“ — „Edle Polize!“ murmelte der Gutsherr.

### Feuilleton.

#### Die Tudenbuche.

Annette von Drosche-Hülshoff.

„Dummes Zeug!“ sagte der Gutsherr verächtlich und trat in die Kammer, sich umzusehen. Am anderen Morgen wollte die Fontäne im Garten nicht bringen, und es fand sich, daß jemand eine Nöhre verlegt hatte, augenscheinlich um nach dem Hofe eines vor vielen Jahren hier verstorbenen Herbergesessen zu suchen, der für ein bewährtes Mittel wider allen Fieber- und Gichtschmerz gilt. „Am“, sagte der Gutsherr, „was die Schelme nicht wissen, das werden die Tudenbuche.“

Drei Tage später tobte ein furchtbarer Sturm. Es war Mitternacht, aber alles im Schloße außer dem Bett. Der Gutsherr stand am Fenster und sah besorgt ins Dunkel, nach seinen Federn blickend. An den Scheiteln flogen Wänter und Zweige her; muntere fuhr ein Ziel hinauf und hinunter auf das Pfalter des Hofes. — „Furchtbares Wetter!“ sagte Herr von E. Seine Frau lag ängstlich aus. „Ist das Feuer auch gleich gut verloscht?“ sagte sie. „Brechen, sich noch einmal nach, gleich es lieber ganz aus! — Kommt, mit mir nach das Gangehaus Tobannis diten.“ Alles fröhe wieder, und die Gansfrau begann: „Am Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Ein furchtbarer Donnerdon. Alle führten zusammen, dann furchtbare Geschrei und Getöse, das die Tudenbuche herauftrieb. „Am Gottes willen! brant es!“ rief Frau von E. und laut mit dem Gesichte auf den Stuhl. Die Türe wurde aufgerissen, und herein stürzte die Frau des Jüden Maron, kleidete die Tod, das Haar wild um den Kopf, von Regen triefend. Sie warf sich vor dem Gutsherrn

auf die Knie. „Gerechtigkeit!“ rief sie. „Gerechtigkeit! mein Mann ist erschlagen!“ und sank ohnmächtig zusammen.

Es war nur zu wahr, und die nachfolgende Untersuchung bewies, daß der Jude Maron durch einen Schlag an die Schläfe mit einem stumpfen Instrumente, wahrscheinlich einem Stabe, sein Leben verloren hatte, durch einen einzigen Schlag. An der linken Schläfe war die blaue Färbung, sonst keine Verletzung zu finden. Die Aussagen der Jüdin und ihres Anrechtes Samuel lauteten so: Maron war vor drei Tagen am Nachmittag ausgegangen, um Vieh zu kaufen, und hatte dabei gefordert er werde noch über Nacht ausbleiben, da noch einige harte Schülner in W. und S. zu mahnen seien. In diesem Falle werde er in W. beim Schlichter Salomon übernachten. Als er am folgenden Tage nicht heimkehrte, war seine Frau sehr besorgt geworden und hatte sich endlich heute um drei Uhr nachmittags in Begleitung ihres Anrechtes und des großen Schlichterhundes auf den Weg gemacht. Beim Zuge Salomon wußte man nichts von Maron; er war gar nicht dagewesen. Nun waren sie zu allen Bauern gegangen, von denen sie wußten, daß Maron einen Handel mit ihnen im Auge hatte.

Nur zwei hatten ihn gesehen, und zwar an demselben Tage, an welchem er ausgegangen. Es war darüber sehr spät geworden. Die große Angst trieb das Weib nach Haus, wo sie ihren Mann wiederzufinden eine schwache Hoffnung nährte. So waren sie im Wäntchen vom Wetter überfallen worden und hatten unter einem großen, am Übergange stehenden Buche Schutz gesucht. Der Hund hatte unterdessen auf eine auffallende Weise umhergesehen und sich endlich, trotz allem Lärm, im Weide verlaufen. Mit einem Male sieht die Frau beim Leuchten des Weites etwas Weißes neben sich im Weide

Es ist der Stab ihres Mannes, und fast im selben Augenblicke bricht der Hund durchs Gebüsch und trägt etwas im Munde: es ist der Stab ihres Mannes. Nicht lange, so ist in einem mit dünnem Laube gefüllten Graben der Leichnam des Juden gefunden.

Dies war die Angabe des Anrechtes, von der Frau nur im allgemeinen unterrichtet; ihre übertragene Spannung hatte nachgelassen, und sie schien jetzt halb verwirrt oder vielmehr stummförmig. „Aug um Auge, Zahn um Zahn!“ dies waren die einzigen Worte, die sie zuweilen hervorbrachte.

In derselben Nacht noch wurden die Schützen aufgeboten, um Friedrich zu verschaffen. Der Anstifter bewachte sich nicht, da Herr von E. selbst Jüden eines Auftritts gewesen war, der den dringenden Verdacht auf ihn werfen mußte; zudem die Gespenstergeschichte von jenem Abend, das Auseinanderbrechen der Stäbe im Wäntchen, der Stroh aus der Höhe. Da der Anstifteter gerade abwesend war, so betrieß Herr von E. selbst alles ruhig, als wenn nichts gewesen wäre. Dennoch begann die Dämmerung bereits anzubrechen, bevor die Schützen so geräuschlos wie möglich das Haus der armen Margret umflockt hatten. Der Gutsherr selber pochte an; es währte kaum eine Minute, bis geöffnet war und Margret völlig gefeldert in der Türe erschien. Herr von E. fuhr zurück, er hatte sie fast nicht erkannt, so blaß und steinern sah sie aus. — „Wo ist Friedrich?“ fragte er mit unruhiger Stimme.

„Er ist hier“, antwortete sie und legte sich auf einen Stuhl. Der Gutsherr jagerte noch einen Augenblick. „Hörst, herin!“ sagte er dann barsch: „worauf wartest du?“ Man trat in Friedrichs Kammer. Er war nicht da, aber das Bett noch warm. Man stieg auf den Keller, in den Keller, sich ins Stroh, schaute hinter

jedes Faß, sogar in den Backofen; er war nicht da. Einige gingen in den Garten, sahen hinter den Zaun und in die Abendsäume hinauf; er war nicht zu finden.

„Antwortlich!“ sagte der Gutsherr mit sehr gemischten Gefühlen: der Anblick der alten Frau wirkte gewaltig auf ihn. „Weißt den Schlüssel zu jenem Koffer.“ — Margret antwortete nicht. — „Weißt den Schlüssel!“ wiederholte der Gutsherr und meinte jetzt erst, daß der Schlüssel steckte. Der Inhalt des Koffers kam zum Vorschein: ein Schloßschlüssel und ein kleiner Koffer mit dem Namen der Schloßbesitzerin und seiner Mutter armlicher Staat; dann zwei Leinwandstücke mit schmalen Wäntchen, das war ein alter Mann, das andere eine Frau gemacht. Herr von E. war hier erschüttert: Ganz unmerklich auf dem Boden des Koffers lag die silberne Uhr und einige Scherben von einer leuchtenden Hand, eine derselben von einem Manne unterzeichnet, den man in hartem Verdacht der Verabredung mit den Sozialisten hatte. Herr von E. nahm sie mit zur Durchsicht, und man verließ das Haus, ohne daß Margret ein anderes Lebenszeichen von sich gegeben hätte, als daß sie unaufrichtig die Lippen nagte und mit den Augen zwinkerte.

Im Schloße gelangt, fand der Gutsherr den Anstifteter, der schon am vorigen Abend heimgekommen war und behauptete, die ganze Geschichte verfluchen zu haben, da der gnädige Herr nicht nach ihm geschickt. „Sie kommen immer zu spät“, sagte der Herr von E. nachdrücklich. „Was denn nicht? Ich bringe ein altes Weib im Dorf, das Ihre Frau die Erde ergräbt und warum meinte man Sie dann nicht?“ — „Gnädiger Herr“, versetzte Margret, „allerdings hat meine Anne-Marie den Handel um eine Stunde früher erfahren als ich; aber sie mußte, daß Ihre Gnade die Sache selbst leiten, und dann“, fügte er mit flügender Miene hinzu, „daß ich so tobtum war!“ — „Edle Polize!“ murmelte der Gutsherr.



Osterabend.

Der glänzende Himmel, die tiefen Wolken! Und immer goldener wird die Luft!

In blauer Ferne die dunkeln Berge, Von Abendglanz glühend schmelzen...

Das stille Singen von tausend Düften Und über den Strüßen Lied und Chor!

Franz Goers.

Aus den Briefen einer Ärztin.

Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages Kaiser u. Cie. entnehme ich dem Buch „Das Leben von Frau Dr. Heim-Wäglin“ von Johanna Siebel einige Briefstellen, die besonders deutlich barium, mit welcher tiefen Anteilnahme Frau Dr. Heim für ihr ganzes Geschlecht war, wie ihr ganzes Leben eigentlich von dem einen Grundgedanken geleitet war: Befreiung aller Frauen von Vorurteilen, Abhängigkeit, Unwissenheit, Krankheit.

Eine ausführlichere Beschreibung des Buches von anderer Hand findet in einer der nächsten Nummern. Für heute möchten wir dies Lebensbild, in dem so überaus geistvoll alle Biographisch-Würdigen verknüpft worden, und das so voll von wirksam, querschnittsartigen Leben, allen Frauen und Männern herzlich empfehlen; vielen Frauen wird es ein Erlebnis bedeuten, vielen Männern die innere Berechtigung der Frauenbewegung verständlich machen. Ad.

I.

„Ich habe in dieser harten Zeit wieder manches fällen und einsehen gelernt, was mir von großer Wichtigkeit ist — wenn man so in seiner Bequemlichkeit dahinfliehet, so vergisst man immer wieder an die da unten und für die da unten, welche ein so ganz anderes Leben haben...“

„Soll du nicht auch ein unangenehmes Mittel für die Mädchen, welche so behäuflichen müssen in jämmerlichem Kampf um ihr Dasein, welche alle die geistigen Kräfte, welche ihnen so gut wie nur zur Benutzung geschenkt sind, ebenfalls vergraben müssen? Ich habe viel Zeit während des Studiums und Aufwachens und Ruhens mit solchen Gedanken zubringen müssen.“

„Und andere Punkte auch sind mir wieder klar vor die Augen getreten wie noch kaum je, so z. B. das schauerhafte Mißverhältnis zwischen dem Leben der Männer und Frauen unserer Klassen. Es fahrt mir manchmal bis in die Fingerpitzen, wenn ich sehe, wie die Männer durch nichts aus der Stellung und aus dem Genuß ihrer geliebten Bequemlichkeit zu bringen sind, wie das ganze Leben der Frauen eigentlich nur dazu da sein muß, um ihnen diese Bequemlichkeit möglich zu machen.“

„Wenn ich so spreche, so müßt du nicht meinen, daß ich immer selbst willen diese Klage aufwerfe; die

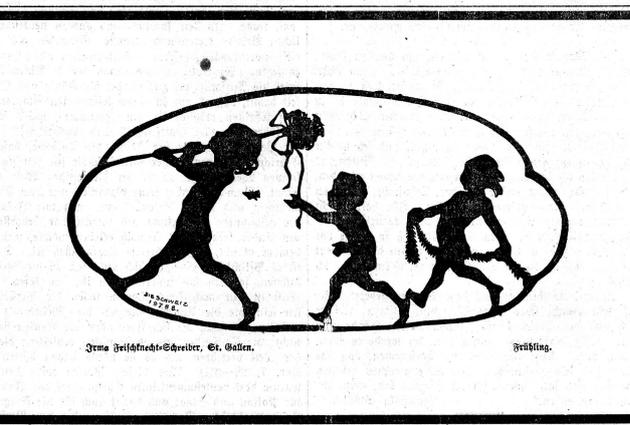
Lebensniffer einer Schweizerin in russischer Kriegsgefangenschaft im mitteleuropäischen Rußland und Sibirien.

Von Heidi St.

(Fortsetzung)

Doch zurück nach Sibirien! Eine angenehme Ueberwindung waren bei unserer Ankunft dort die mörderischen kalten Breise für Eier, Butter, Milch und Fleisch. Schon Eier kosteten z. B. 8 Kopeken (nach dem Kurs, wie er vor dem Krieg war, ca. 24 Pf.). Jedes Pfund Fleisch, gleichviel ob Kalb-, Mink- oder Schweinefleisch kostete 3 bis höchstens 10 Kopeken, eine Ente 50, eine Gans 70 Kopeken und für einen Hasen zahlte wir noch im Winter 1918 fünfzig Kopeken. Ueberhaupt war unsere Verpflegung nach Sibirien, welche wir anfangs als großes Unglück empfanden, wirklich unser Glück, denn während das ganze europäische Rußland spärlicher immer mehr unter einer entsetzlichen Hungersnot litt, hatten wir immer noch genügend von allem, wenn schon die Preise mit der Zeit ganz bedeutend gestiegen waren; so kostete z. B. zum Schluß ein 200 Kopeken, also ca. 60 Pfennig. Geradezu geliebt haben wir in selbsthergestellten Backwerk. Die Bäuerinnen backen jeden Morgen frisches Brot, da der Bauer dort nie Brot aus dem Kauf hat. Zu diesem Zweck hat jedes Bauerntum einen großen Backofen, der fast die halbe Stube ausfüllt. Er wird früh morgens mit ca. dreizehnmeter langen, armförmigen Rosten gefeuert; nach ca. anderthalb Stunden ist das Holz ausgebrannt und eine mächtige Kohlenluft wird im ganzen Ofen verteilt. Diese Rostenofen werden dann unmittelbar eines besonderen Instrumentes mit langem Stiel aus dem Ofen in ein großes irdenes Gefäß getan und vor verschlossenen Türen dann später durch den Zement (Zementmaße) angeblasen. Der Ofen aber behält den ganzen Tag eine ideale Hitze, in welcher man alles backen und kochen kann. Weib zum Backen betamen wir von unserer Bäuerin; selbstverständlich verstand auch sie,

Oster-Beilage



Jene Briefschreiberin, St. Gallen.

gene Erfahrung und Beobachtung hat mich für mein eigenes Geschlecht wieder jammern gemacht. Und glaube auch nicht, daß ich dies besonders in Bezug auf meine Vater sage; er ist ja nur wie die andern, und allerdings auch in dieser wie in mancher anderen Beziehung besser als viele andere. — Ich habe keinen Menschen, dem ich solche Gedanken ausdrücken dürfte; ich denke aber, du müßt auch in dieser Hinsicht ähnlich denken wie ich. „Du denkst eben anders als alle andern Leute“, das ist immer die Bemerkung, mit der die Veränderung geschieht, wenn ich einmal einen eigenen Gedanken ausdrücke. Ich fange an wie du innerlich zu jammern, wenn ein Mädchen zur Welt kommt — und die Hoffnung, daß einmal alles anders werden möge — daß Tröstung komme aus dieser Stille! — wird brennender ist je.“

II.

„Ich will, daß du mein ganzes Leben kennst so genau wie ich selbst... Ich denke vor allem meine Zukunft; aber bestimmte Pläne kann ich noch keine fassen. Am liebsten denke ich manchmal, wenn ich Lust hätte, in einen Stadtteil zu ziehen zu bekommen...“

III.

„Es sollte nichts geben im Frauenleben, was ich nicht gefühlt hätte... Du sagst, du mir seien eben die Frauen gekommen, wie seien wie ich!... Ich sage, weil sie bei mir das volle Verständnis der Frau zur Frau gefunden haben.“

„Ganz gewiß wird die Ärztin die physischen Leiden der Frauen weitaus besser mitempfinden als die ganze große Mehrzahl der männlichen Ärzte.“

„Soviel Trost wird die Gegenwart der unerbitterlichen Ärztin ja nicht bringen, wie wenn die Frau, die selbst geboren hat, neben der Lebenden sitzt und ihre Hand hält...“

„Manum haben die Frauen! Dasselbe immer ihre Zueignung voll, während ihre männlichen Zeitgenossen ihre Preise mit der Zeit sehr hoch zu schrauben. Köpfe stellen sich die Bauern eine Suppe; ihr Essen besteht eigentlich immer nur aus Brot, von welchem sie ungeschore Mengen besitzen; dazu trinken sie Tee, denn der Samowar fehlt bei keiner Wästel und esien rote und gelbe Gurken.“

„Ueberhaupt — das Thema „Kinder“ — ich habe fast durchwegs ohne Ausnahme von jeder Bauersfrau, wenn ich sie danach gefragt habe, wie viele Kinder sie gehabt hat, die Antwort bekommen: 12, 14 oder 16, durchschnittlich 14; am Leben waren meist 2-3, allerhöchstens vier! Die Pflege der Kleinen läßt aber auch alles zu wünschen übrig.“

„Es wird ein altes Kuhhorn genommen, die Spitze abgeblasen und an diese kleine Öffnung statt eines Samowarflüßchens ein Röhren gebunden. In dieses Horn wird nun rohe Milch gegossen und sobald das Kind schreit, wird ihm dieses unappetitliche Gut in den Mund gefüllt; ist das Kind bald eingeschlafen, so wird das wenig hygienische Instrument mit samt dem Milchrest auf das Fensterbrett gelegt, um es beim nächsten Schrei des Kindes wieder an seinen Mund zu halten, nicht achtend, daß während der

len, wenn sie nicht berühmte Spezialisten werden, oder aus vornehmer Bernadtschaft kommen, ihr häßliches Brot finden. Eine weil die Frau zur Frau verlannt, ohne zuerst zu ergründen, ob sie ein hochwertiges Sexualwesen ist oder nicht.“

1. folge, die zu weiblichem Wissen kein Vertrauen haben (nicht zur weiblichen ärztlichen Seele); 2. folge — und das sind sehr viele, deren Männer nicht zu einer Frau gehen wollen — und unter diesen eine große Anzahl, deren Männer wünschen müßten, den Arzt auf ihrer Seite zu haben, was Sexualverhältnisse betrifft.“

3. die hysterischen — folge kommen ganz selten zu Ärztinnen, weil es viel interessanter ist, dem Arzt etwas vorzuspinnen. Gottlob, daß ich von diesen Weibern verschont blieb und nur die ferne, die ohne mich zu kennen! es als Frau zur Frau trieb.“

Wie viele hundert nein, gewiß tausendmal haben die Frauen zu mir gesagt: Ihnen allein kann ich das sagen! — und wie sie mich fast vergöttert haben aus Dankbarkeit, daß ich, die Frau, die Mutter, ihr Arzt sei. Und nicht, ich sei eine Ausnahme — da ich eine solche Kränklichkeit und harte Begabung hatte, konnte ich wohl besonders viel nach dem Beruf, und dem Familienleben — aber es ist Unrecht, über einen Fall hinwegzugehen, ohne ihn mitzureden zu lassen in der großen Frage.“

Zwei Prosastücke.

Von E. D. Steinberg's.

„Sie hatten ganz große, erschrockene Augen, als Sie an mich die Frage stellten: „Wie kam das alles? Betrachten Sie es? Sie kannten doch den Menschen.““

„Gell über der Stadt steht der Tag. Die Häuser wachsen klar in den blauen Himmel hinauf, scharf in die Luft geschnitten stehen sie im Morgen. Von allen Dingen strahlt kühle Kraft.“

„Aus „Der kleine Spiegel“ Verlag Kaiser & Co. Zürich (siehe S. 10).“

„Naus hunderte von Fliegen darauf herumspaziert sind. So ist denn die große Sterblichkeit der Kinder kein Wunder.“

„Im August 1915 traf uns ein tiefer Schmerz: einer Wintervergiftung, infolge der Ruhr, kurz unter herzoglichen Umständen, infolge der Ruhr, kurz unter herzoglichen Umständen, infolge der Ruhr, kurz unter herzoglichen Umständen.“

Das Jesuskinderlein.

Die schwere Stunde nahte. Dunkle Nacht anlagerte Bekantheit. Nicht Gewiß hing tief am Himmel. Einmal wandelte das edle Haupt gesinkt, der Herr mit den Getreuen, nach Gethsemane. Da sprach Er: „Meine Seele ist betrübt bis an den Tod. Bleibt hier, und wachtet doch mit mir.“ Und er fiel nieder auf sein Angesicht und betete. — Der Geist der Jünger war wach, doch das Fleisch war schwach; der Schlaf war schwer auf ihre Lider. Der Herr stand auf, machte und empfing in diesem Ringen ihre Seelen Gott. Da floh mit unbeherrschtem Flügel Schlag ein kleines, rotes Kinderlein umher. Und als — nur einen Atem lang — der Mond durch das zerriffne, düstere Gewölk ihm einen Strahl gewährte, sah es sich Entsetzen und mit Schreien, sah es sich Entsetzen und mit Schreien, sah es sich Entsetzen.“

„Das Jesuskinderlein, das ich nicht mehr sehe, das ich nicht mehr sehe, das ich nicht mehr sehe.“

Freida Wittmann-Urech.

„Ich ihm freudige Erkenntnis: Du wanderst auf dieser Erde, durch diese helle, reiche, unendlich schöne Welt. Und es steht leicht die Arme und freizig die Finger seiner Hände auseinander, wie wenn er die Luft durch sie hindurchfließen lassen wollte.“

„Und dann kommt der Abend. Dämmerung legt sich über die funkelnde Welt. Die Sonne glänzt nicht mehr. Sie verläßt tot hinter dunkelblauen Höhenzug an Westen. Die Hüter verlieren den trostigen Tag. Sie läden zusammen, lehnen sich all aneinander. Farben fliehen aus. Alles wird unbestimmt, unklar, entfernt.“

„Und dann kommt der Abend. Dämmerung legt sich über die funkelnde Welt. Die Sonne glänzt nicht mehr. Sie verläßt tot hinter dunkelblauen Höhenzug an Westen.“

„Neben. Für solche Fälle hatten wir unter uns Deutschen in Dorf Vorräte an Lebensmittel, Geld und allen Kleibern gesammelt und dieselben wurden unsern bauernmässigen Landesknechten heimlich zugestiftet; denn streng wurde darauf geachtet, daß wir nicht in Verführung mit denselben kamen; trotzdem aber gelang es uns hier und da mal, wenn zu eine Karawane in unsern Dorf kurze Rast machte, zwei oder drei von ihnen mit einem warmen Maß zu bewirten.“

„Da im ganzen Dorf fast keine russischen Wäner mehr waren, außer Greifen, so halfen unsere Wäner im Herbst beim Kornentfähen und Dreschen. „Bomischsch“ (Gülle) nannten die Bauern das große „Bomischsch“. Nun waren aber im Dorf nur wenige Drehschnecken vorhanden, die von Bauernhof zu Bauernhof gingen, und darum hat jeder einen selbst angelegten Lauf, an welchem er dreihen muß, ob es dann regnet oder schneit; denn im September fängt dort meist schon der bleibende Schnee an zu fallen. In diesem Tag kommen dann alle seine Bedammen unentgeltlich helfen, wenn dann später wieder er den andern hilft.“

„Da im ganzen Dorf fast keine russischen Wäner mehr waren, außer Greifen, so halfen unsere Wäner im Herbst beim Kornentfähen und Dreschen.“





